

BAUNETZWOCHE #437

Das Querformat für Architekten

14. Januar 2016



ABGEDREHT!

Die Bühnenwelten von
Chaim Heinz Fenchel

DIESE WOCHE

Schon mal dran gedacht, wie es wäre, den Architektenberuf an den Nagel zu hängen oder ihn sogar niemals ergriffen zu haben? Mit dem Diplom in der Tasche lassen sich schließlich auch andere aufregende Aufgaben erschließen. Sieben Grenzgänger, die sich gegen den klassischen Büroalltag entschieden haben, ohne die Architektur komplett hinter sich zu lassen, erzählen ihre Geschichte.



Titel: Still aus dem Pepsi-Spot „Halftime Touches Down“,

© Mekanism, Framestore Pictures and Framestore

oben: Fugo & Tako, © Ben West

BauNetz Media GmbH

Geschäftsführer: Jürgen Paul

Creative Direction: Stephan Burkoff

Chefredaktion: Jeanette Kunsmann

Texte: Stephan Becker, Daniel Felgendreher, Oliver G. Hamm,
Jeanette Kunsmann, Luise Rellensmann, Katharina Sommer

Gestaltung: Natascha Schuler

9 Grenzgänger

S.T.I.F.F., Werkstatt für Möbel, Kunst und Denkmodelle

Claus Voigtmann, Toi.Toi.Musik

Monika Geier, Krimiautorin

Cornelis van Almsick, Kurator

Ben West, Creative Director

Sybille Paulsen, Schmuckdesignerin

EINSATEAM, Architekturkommunikation

3

Architekturwoche

4

News

34

Buch

36

Bild der Woche

Diese Ausgabe wurde ermöglicht durch:

JUNG

Keine Ausgabe verpassen mit
dem Baunetzwoche-Newsletter.
Jetzt abonnieren!



Sprüth Magers, Los Angeles,
Foto: Joshua White/JWPICURES.com

MONTAG

Platz an der Sonne: Am 23. Februar 2016 wird die Berliner Galerie Sprüth Magers ihre neuen Räume am Wilshire Boulevard in Los Angeles eröffnen. Aus diesem Anlass haben der Londoner Architekt Andreas Lechthaler und der Berliner Architekt Botho von Senger und Etterlin den markanten Sechzigerjahre-Bau von Aston Pereira & Associates saniert und umgestaltet. Und auch die in Zürich gegründete Galerie Hauser & Wirth expandiert unter der kalifornischen Sonne und eröffnet im März 2016 ihre zweite L.A.-Dependance Hauser Wirth & Schimmel in einer alten Kornmühle – hier musste ebenfalls umgebaut werden. Irgendetwas scheint also gerade viele nach Los Angeles zu locken – wenn man den Sprüth Magers-Umbau sieht, kann es nicht nur die Sonne sein.

NEWS

GLOBALE

AUSSTELLUNG IN KARLSRUHE



Refugees In A State Apartment (22)
Foto: © Jens Ullrich, VG Bild-Kunst, Bonn 2015

Wer als Flüchtling ein neues Land erreicht, kommt zunächst im Unbekannten, in der Fremde an. Der Berliner Künstler Jens Ullrich, 1968 in Tanzania geboren, hat über Monate gerade ankommende Flüchtlinge in der zentralen Meldestelle Moabit in Berlin fotografiert. In seinen Fotomontagen, die aktuell auf dem ZKM_Vorplatz gezeigt werden, montierte er die Geflüchteten in historische Schwarzweiß-Aufnahmen einer zum Verkauf stehenden Villa in Bremen. Entwurzelte Menschen treffen hier auf prunkvolle Innenräume, Fremde auf Intimität. Indem der Künstler die Personen in einen neuen, konträren Kontext setzt, läßt er eine fremdartige Atmosphäre entstehen. *Ausstellung bis 7. Februar 2016, Vorplatz des ZKM, Karlsruhe*
www.zkm.de

KÖLNER WOHNBAUTEN

AUSSTELLUNG IN KÖLN



Werner Mantz: Bunsenstraße, Köln-Buchforst, um 1929
Photographische Sammlung/SK Stiftung Kultur/Dauerleihgabe GAG Immobilien AG, Köln, Foto: © VG Bild-Kunst, Bonn

Die Fotografen Hugo Schmölz und Werner Mantz waren für ihre wirklichkeitsgetreue und werbewirksame Dokumentation von Bauprojekten bekannt. Für ihren größten Auftraggeber, die 1913 gegründete Wohnungsbaugesellschaft und heutige GAG Immobilien AG, lichteten sie zahlreiche Siedlungsbauten ab, die so teils nicht mehr existieren. Ihr Bildwerk wird damit zum wichtigen Zeugnis für die damalige Stadtentwicklung. Unter dem Titel „Blick in die Sammlung: Hugo Schmölz und Werner Mantz – Kölner Wohnbauten der 1920er- und 1930er-Jahre“ sind in Köln nun erstmals etwa 100 Fotografien aus dem historischen Bestand zu sehen. *Ausstellung bis 24. Januar 2016, Die Photographische Sammlung/SK Stiftung Kultur*
www.photographie-sk-kultur.de

DAS GELÄNDE

AUSSTELLUNG IN NÜRNBERG



Sprengring der Pfeilerreihen auf der Zeppelintribüne 1967
Foto: Stadtarchiv Nürnberg

Nürnberg tut sich schwer mit dem historischen Erbe, das die Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus der Stadt hinterlassen hat. Wie mit den baulichen Relikten umgegangen werden soll, steht nach wie vor zur Debatte. Unter dem Titel „Das Gelände – Dokumentation. Perspektiven. Diskussion“ zeigt das Dokumentationszentrum aktuell, welche Möglichkeiten seit 1945 zum richtigen Umgang mit den Bauten auf dem ehemaligen Reichsparteitagsgelände diskutiert wurden. Darüberhinaus werden bereits durchgeführte Maßnahmen erläutert und Beispiele zum Umgang mit der gebauten NS-Vergangenheit an anderen Orten Deutschlands präsentiert. *Ausstellung bis 13. März 2016, Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände*
www.museen.nuernberg.de

KURATIERT VON NINA HOSS

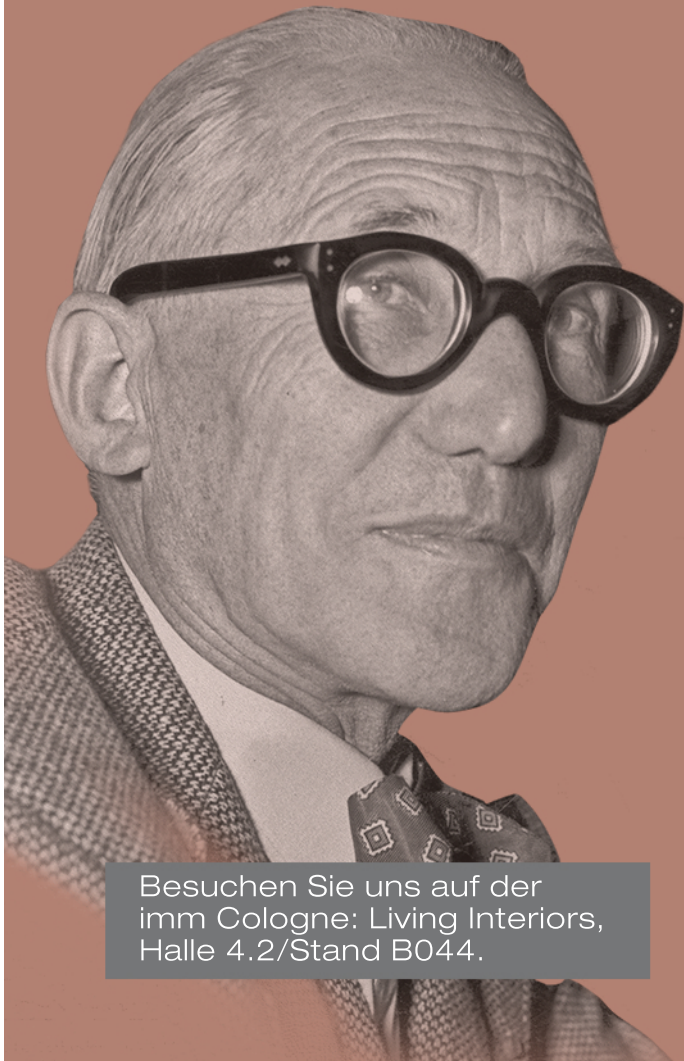
AUSSTELLUNG IN BERLIN



Plakat zur Ausstellung von Christian Jankowski
Foto: Franziska Sinn

Für Christian Jankowski ist die erste Idee oft die beste – sein Thema ist der Rollentausch. Als die Galerie Contemporary Fine Arts in Berlin mit dem Wunsch nach einer Retrospektive auf den Künstler zukam, entschied dieser, eine Ausstellung zwar zu ermöglichen, sie aber nicht selbst zusammenzustellen. „Kuratiert von Nina Hoss“, steht in großen Lettern auf dem Plakat. Die Schauspielerin hat sich schnell und tief mit Jankowskis Arbeit auseinandergesetzt und eine interessante Auswahl getroffen, die nun parallel zur Berlinale gezeigt wird. Hoss war zuvor nicht im Geringsten mit Jankowskis Werk vertraut – nun ist sie ein Teil davon. Ein gelungenes Spiel? *Eröffnung: 14. Januar 2016, 18–20 Uhr*
15. Januar bis 5. März 2016, CFA Berlin
cfa-berlin.com

Les Couleurs®
Le Corbusier



Besuchen Sie uns auf der
imm Cologne: Living Interiors,
Halle 4.2/Stand B044.

JUNG



„Zum Leben braucht
der Mensch Farbe.“

Der Schalterklassiker LS 990 in
Les Couleurs® Le Corbusier.

JUNG.DE

ITALOMODERN 2

AUSSTELLUNG IN INNSBRUCK



Aldo Bernardis, Terrazza a Mare, Lignano Sabbiadoro, 1969–72, Foto: © Werner Feiersinger

Neorealisten, Brutalisten und Organiker: Die Brüder Martin und Werner Feiersinger haben ihre Reihe Italomodern fortgesetzt und 132 Bauten der norditalienischen Nachkriegsmoderne besucht. Von San Remo bis nach Triest, von Bozen bis nach Florenz zeigen sie das gebaute Erbe der Neorealisten, Rationalisten, Brutalisten und Organiker.

Noch bis zum 20. Februar 2016 sind die gesammelten Italomodern-Bauten in einer Ausstellung im *aut. architektur und tirol* in Innsbruck zu sehen: darunter eine Synagoge von Angelo Di Castro, eine Diskothek von Filippo Monti und der Palast der Arbeit von Pier Luigi Nervi, Antonio Nervi und Gino Covi. Nicht verpassen!

www.aut.cc

AUS ALT WIRD NEU

FRANKFURTER HAUPTBAHNHOF



Neugestaltete Haupthalle des Frankfurter Hauptbahnhofs, Visualisierung: © DB Station&Service AG

1888 ging der Frankfurter Hauptbahnhof als größter Bahnhof Europas in Betrieb.

Knapp 130 Jahre und einige Erweiterungen später hat er eine Modernisierung nötig. Umfangreiche Sanierungen fanden in den letzten Jahren bereits statt. 2016 wird nun mit der Modernisierung der gebäudetechnischen Anlagen begonnen, denen die Umgestaltung der Verteilerebene und des Nordbaus folgen sollen. Bis 2020 ist der Abschluss der Arbeiten geplant, danach ist der Bahnhofsvorplatz an der Reihe. Auch er soll künftig ein schöneres Bild für die etwa 450.000 Reisenden bieten, die den Frankfurter Hauptbahnhof täglich passieren.

ARCHITEKTURPREIS BERLIN

AUSLOBUNG 2016



Gewinner 2013: Baugruppenprojekt ze511 BIGyard von zanderroth architekten, Foto: Simon Menges

Der Architekturpreis Berlin wird alle drei Jahre vom gemeinnützigen Verein Architekturpreis Berlin e. V. ausgelobt und an „beispielhafte baukünstlerische Arbeiten“ vergeben. In diesem Jahr ist es wieder so weit, der Preis geht in die zehnte Runde. Eingereicht werden können Bauwerke, die zwischen Januar 2013 und Januar 2016 im Land Berlin fertiggestellt wurden. Der Hauptpreis ist mit 12.000 Euro dotiert. Daneben werden sieben Auszeichnungen mit je 3.000 Euro Preisgeld vergeben. Zudem wird über Online-Voting der mit 5.000 Euro dotierte Publikumspreis vergeben. Bewerbungsschluss ist der 8. Februar 2016.

www.architekturpreis-berlin.de

DAM DEUTSCHES ARCHITEKTURMUSEUM WÜSTENROT STIFTUNG POWERED BY uncube

#SOSBRUTALISM

Bauwerke wie das Buzludza-Denkmal in Bulgarien sind weltweit von Verfall und Abriss bedroht.

SOSBrutalism.org versammelt über 700 teils akut gefährdete Bauten des Brutalismus. #SOSBrutalism ist das Kampagnenwerkzeug zur Vernetzung der Denkmalschutzinitiativen.

Rettet die Betonmonster!



SANIERTES MONUMENT

OBJEKT IM BAUNETZ WISSEN



Foto: Yvonne Kavermann, Berlin

Eine ungewöhnlich hohe Halle von nahezu 15 Metern und fast bis zur Decke reichenden vertikalen Fensteröffnungen zwischen monumentalen Pfeilern ist das Schwimmbad Finckensteinallee in Berlin-Lichterfelde. Als damals größte ihrer Art entstand sie zwischen 1937 und 1939 nach Plänen von Karl Reichel und Karl Badberger. Seit ihrer Sanierung durch Veauthier Meyer Architekten wird in dem 25 mal 50 Meter großen Becken wieder geschwommen: unter leeren Fahnenstangen, gerahmt von Muschelkalk, Marmor und Granit. Die stringente Halle erhielt moderne Technik und neue Fliesen – passend zur Historie in Grau und Beige.

www.baunetzwissen.de/Fliesen
SCHAUSPIEL BASEL

STORIES BEI DESIGNLINES



Foto: Girsberger

Freischwinger im Theater? In Basel hat der Stuhl ohne Hinterbeine seit über 40 Jahren Tradition: Das städtische Theater ist seit Fertigstellung des Hauses im Jahr 1975 eines der wenigen weltweit, das für die Saalbestuhlung den Kragstuhl aus Rundrohr verwendet. Und daran ändert auch der derzeitige Umbau nichts, für den das Unternehmen Girsberger eine komplett neue Bestuhlung produzierte – in Handarbeit und mit nur zehn Wochen Zeit. Aber der Aufwand hat sich, nicht nur aufgrund seiner Einmaligkeit, gelohnt: Ästhetik und Funktion befinden sich beim neuen Freischwinger in perfekter Balance. Das Theater Basel wird noch bis zum Jahr 2018 während des laufenden Betriebs umgebaut.

www.designlines.de
STEILER ZAHN

JUBILÄUM AUF DER IMM COLOGNE



Backenzahn-Hocker von Philipp Mainzer, © e15

Der *Backenzahn*-Hocker ein Resteverwerter? Angesichts seiner massiven Gestalt mag man es fast nicht glauben, aber das ikonische Möbel von e15 entstand ursprünglich aus der Überlegung, Holzreste zu verwenden. Und zwar das rissige Kernholz, das in der herkömmlichen Möbelfertigung häufig übrigbleibt. Dreimal angeschrägt, wird aus vier Kernholz-Stücken ein Hocker mit Sitzmulde oder ein Beistelltisch mit ebener Fläche – aus Eiche oder Nussbaum. Offensichtlich hatte e15-Gründer Philipp Mainzer damit eine in jeder Hinsicht nachhaltige Idee, denn der *Backenzahn* wird in diesem Jahr schon zwanzig Jahre alt, was zur nächsten Woche beginnenden Möbelmesse *imm cologne 2016* natürlich gefeiert wird.

www.designlines.de

296* JOBS.
Der BauNetzStellenmarkt

*Stand: 12. Januar 2016

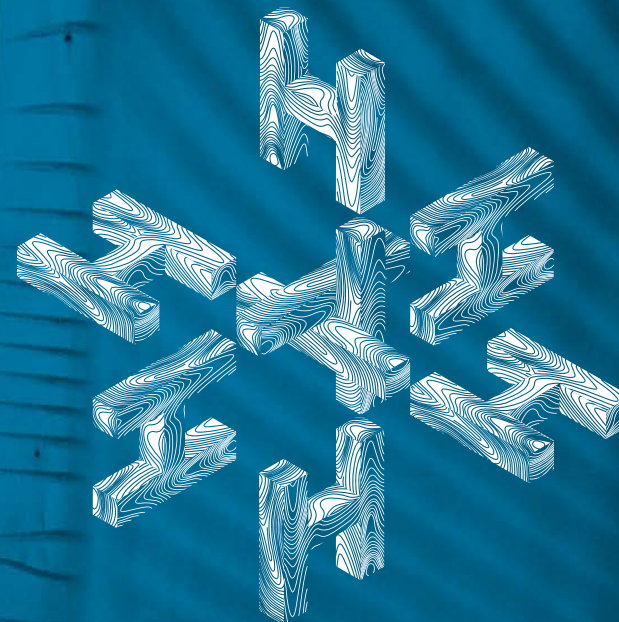
BauNetz lädt ein zum
**ARCHITEKTURFORUM
SUPERWOOD**

Donnerstag, 04. Februar 2016
9:30 bis 15:00 Uhr

Mit Vorträgen von

NKBAK, Frankfurt am Main
RÜDIGER LAINER + PARTNER, Wien
OOPEAA, Helsinki
OFIS, Ljubljana
GRAMAZIO KOHLER RESEARCH, Zürich
LEHMANN TIMBER CODE, Gossau

ICS Internationales Congresscenter Stuttgart
Messepiazza 1
70629 Stuttgart



GRENZGÄNGER

WAS WÄRE, WENN...

STEIF ALS ADJEKTIV DER ARCHITEKTUR

FLORENTIN STEININGER UND TILL-MORITZ GANSSAUGE VON S.T.I.F.F.

VON JEANETTE KUNSMANN

Wenn alles zusammen passt und sich wieder auseinander nehmen lässt: Die temporären Einbauten für die Shops und Außenmöbel der *dOCUMENTA 13* in Kassel kamen nach ihrem hunderttägigen Einsatz nicht auf den Müll, sie wurden rückgebaut und recycelt –und zwar komplett. Denn da Bohlen und Holzplatten weder verschraubt noch verklebt waren, konnten alle Aufbauten wieder in ihre Einzelteile zerlegt werden. Als Verbindung dienten Spanngurte. Und die großformatigen Holzplatten, die in den gelieferten Maßen geblieben sind, wurden als Unterkonstruktion für den neuen Boden im Kasseler Naturkundemuseum Ottoneum verlegt.



S.T.I.F.F.: Florentin Steininger und Till-Moritz Ganssaug
Foto: Rosa Merk



Skulptur für Kader Attia, „We have never been modern“, 2015
Foto: Elisabeth Bernstein



Installation für Nathalie Djurberg,
„The Experiment“, Venedig, 2009
Foto: S.T.I.F.F.

Das Entwurfskonzept stammt von Florentin Steininger und Till-Moritz Ganssaue. Beide haben Architektur an der TU-Berlin studiert und dort 2010 zusammen ihr Diplom gemacht: Kunsträume – einen Parcours, dessen ausgewählten künstlerischen Arbeiten spezifische Orte zugeordnet und modifiziert wurden. Eine Auseinandersetzung um Ausstellungsarchitektur, Entwurfsmethodik und Stadtaneignung. Seit fünf Jahren arbeiten sie nun unter dem Namen S.T.I.F.F. zusammen, haben sich eine gemeinsame Werkstatt aufgebaut, eine GbR gegründet und bekommen seit 2013 etwa drei große Aufträge pro Jahr. Es läuft, und es läuft immer besser. Der Schritt in die Selbstständigkeit hat sich längst bewährt und wenn man die beiden kennt, weiß man: Sie wären in einem normalen Architekturbüro auch nicht gut aufgehoben.

Doch was verbirgt sich genau hinter dem rätselhaften Akronym? „Entstanden vermutlich während der Nachtarbeit an einem Studentenwettbewerb, steht S.T.I.F.F. erst einmal nur für ein ganz simples Attribut von Architektur: nicht dynamisiert, mobil oder medial, sondern eben fest, gefügt, nicht abschaltbar, nicht Schnellschuss“, sagt Florentin Steininger. „Die Punkte dazwischen – S.T.I.F.F. – sind Style, Ironie und Attitüde, nur scheinbare Abkürzung oder Platzhalter für zukünftige Bedeutung, unsere eigenen Initialen wären schon mal vorhanden, der Rest ist soweit ungewiss“, fügt Till-Moritz Ganssaue hinzu. Zunächst habe der Name als Pseudonym für einige geplante und sehr wenige verwirklichte Guerilla-Stadt-Interventionen wie den Harald-Juhnke-Platz gedient – aus diesem Grund haben die beiden ihn absichtlich anonym gehalten. Und wie es so ist: Irgendwann ist S.T.I.F.F. fester Bestandteil der Zusammenarbeit geworden. „Also erst Name, dann Betätigungsfeld, Aufträge, Kunden und dann erst Firma“, fasst Steininger zusammen.

Alles begann mit den Märchenwelten, die sie für die schwedische Künstlerin Nathalie Djurberg für die Kunstbiennale 2009 in Venedig gebaut haben. Auf schwarzen Podesten erhoben sich bunte Blumen aus dem Dunkeln zu einer wunderbar, albraumartigen Installation im internationalen Pavillon in den Giardini, wo Daniel Birnbaums Hauptausstellung „Making Worlds“ zu sehen war. Djurberg erhielt für „The Experiment“ den Silbernen Löwen als beste Nachwuchskünstlerin, für S.T.I.F.F. folgten auf die erste erfolgreiche Arbeit weitere Aufträge wie die Bauten für die *dOCUMENTA 13*. Ihr Büro mit angeschlossener Holz- und Metallwerkstatt haben sie in einem Neuköllner Hinterhof. In dem Haus in der Sonnenallee arbeiten Künstler, eine Produktionsfirma und andere Kreative. Florentin Steininger und Till-Moritz Ganssaue wollen „gute

Gestaltung und Handwerk“ zusammenbringen. Ihre Projekte bedienen dabei die Bandbreite vom Möbel bis zur Architektur, gleichzeitig sind es gebaute Denkmodelle. Wichtig ist beiden eine ehrliche Umsetzung: „Man kann eine Baugrube mit dem Bagger ausheben. Oder mit der Spitzhacke“, erklärt Steininger. „Das ist schwere körperliche Arbeit. Mithin aber auch sinnliche Erfahrung und Lernprozess.“ S.T.I.F.F. steht auch für eine Philosophie.

Gerade bauen die beiden eine Ruine in Raddusch im Spreewald aus und um. Eigentlich sollten die Gebäude, ehemalige Stallungen, abgerissen werden – doch warum nicht Geschichte erhalten? Die alten Mauern werden nicht gedämmt, sondern durch Dachkonstruktionen vor der Witterung geschützt. Eine Sommerküche mit Essraum und Tagungszentrum soll hier im nächsten Jahr entstehen.

Mit der Kunst sind sie über die letzten Jahre verbunden geblieben – immer wieder entwerfen und bauen sie Architekturen und Installationen für die Ausstellungen im Berliner Schinkel Pavillon – für die französische Künstlerin Camille Henrot und zuletzt für die Gruppenausstellung *THEM*. Auch für Kader Attia, einen in Paris geborenen Künstler algerischer Herkunft, haben sie verschiedene Arbeiten realisiert. Und von Zeit zu Zeit bauen sie für befreundete Künstler immer wieder die Rahmen für ihre Leinwände, vor allem dann, wenn es Spezialanfertigungen sein sollen.

In der BDA-Galerie in Berlin-Charlottenburg haben S.T.I.F.F. mit dem *Center for Optimism* den Vorschlaghammer geschwungen: Ein bröckelndes Loch in der Wand zierte im Herbst 2014 den Ausstellungsraum in der Mommsenstraße. Die fünfköpfige Gruppe um Sam Chermayeff und Johanna Meyer-Grohbrügge hatte ein hohes Ziel: Sie wollten die BDA-Galerie für neun Wochen in einen „Ort für Begegnung und Träume verwandelt“. Eine der Arbeiten, die in diesem Rahmen entstanden ist, hieß *Bookleged*: Ein postmodern anmutender Hocker mit drei ungleich langen Beinen, der erst durch ein untergeschobenes Buch stabil – quasi steif – steht. „Für mich steht S.T.I.F.F. dafür, dass Architektur steif ist“, sagt Till-Moritz Ganssaue am Ende des Gesprächs. „Sie fliegt nicht, sie bleibt meist dort, wo man sie aufgestellt hat. Wenn man das erkennt, ist man ihr gegenüber ehrlich. Steif als Adjektiv der Architektur. Um so steifer, desto hochwertiger in Konzept und Ausführung. Und Provokation ist es natürlich auch – gerichtet an jene, die meinen, die Architektur als übertriebenes Statussymbol missbrauchen zu müssen.“ www.s-t-i-f-f.com



Mutant Matters, Foto: S.T.I.F.F.



Ohne Schrauben und Nägel: Shop-Einbauten für die dOCUMENTA 13 in Kassel, Foto: S.T.I.F.F.



oben links: Center for Optimism in der BDA-Galerie Berlin, 2014, Foto: Simon Ertl; **oben rechts:** „Camille Henrot – Snake Grass“, Ausstellung im Schinkel Pavillon, Berlin, 2014, Foto: S.T.I.F.F.; **unten links:** Küche für Nomaden, Berlin, 2013, Foto: S.T.I.F.F.; **unten rechts:** Umbauprojekt in Raddusch, 2015–16, Foto: S.T.I.F.F.

ZWISCHEN RAUM UND KLANG

CLAUS VOIGTMANN LEBT ALS ARCHITEKT, DJ UND MUSIKPRODUZENT IN LONDON

VON KATHARINA SOMMER

In die Stadt London verliebte sich Claus Voigtmann während eines Praktikums bei Zaha Hadid. Nach Abschluss seines Architekturstudiums in München kehrte er daher in die Metropole zurück, arbeitete für verschiedene Architekturbüros und verliebte sich schließlich auch in die elektronische Musik und in Freundin Isis Salvaterra. Mit ihr betreibt er das Label Toi.Toi.Musik. Seit kurzem führt er außerdem das Tochterlabel Subsequent. Mit der Musik läuft es also sehr gut, die Arbeit als Architekt will er dennoch nicht aufgeben. Wir trafen ihn zum Gespräch.



Claus Voigtmann, Foto: Lee Arucci

Claus, wie kommt ein Münchner Architekt dazu, Karriere als Musiker in London zu machen? Die Stadt hat eine große elektronische Musikszene, über das Ausgehen kam ich damit in Berührung. Irgendwann habe ich mir Plattenspieler gekauft und angefangen, damit zu experimentieren. Meine Freundin Isis hatte damals eine Agentur für elektronische Musikkünstler. Mit ihr begann ich aus Spaß an der Sache im kleinen Rahmen Events zu veranstalten, die über die Jahre immer größer und populärer wurden. Dort legte ich auch auf und irgendwann kam der Drang, selber Musik zu machen. Ich habe mir dann ein eigenes Studio in London eingerichtet und mir Musik-Schreiben autodidaktisch beigebracht. So kam eins zum anderen. Anfangs war es nur ein Hobby. Eigentlich ist es das immer noch – nur jetzt eben professionell.

Wie habt Ihr es geschafft, in dieser Szene Fuß zu fassen? In London gibt es Unmengen an Veranstaltern, die versuchen mit ihren Events populär zu werden. Isis und ich waren im Gegensatz zu vielen anderen Veranstaltern sehr penibel mit unserem Setup – Sound und Location mussten immer perfekt sein. Durch diesen Perfektionismus konnten sich unsere Gäste stets hundertprozentig auf uns verlassen und so haben wir eine eigene kleine Community aus Clubbern etablieren können, die immer wieder kommen. Mr. G, der eine Art Club-Legende ist, legte auf unseren Partys auf. Er fand das, was wir machten, gut und gab uns den Schubs in die richtige Richtung. Die erste Platte, die wir produzierten, war für Mr. G. Mit seinem Namen war das ein guter Start. Unser Glück war es auch, dass alles Hand in Hand ging: Ich war DJ, Isis hat als Agentin in der Musikszene gearbeitet und gemeinsam hatten wir das Label Toi.Toi. Musik und die Events.

Mit der Musik läuft es also gut, schon mal überlegt, die Architektur bleiben zu lassen? Ich war immer parallel als Architekt in verschiedenen Büros tätig. Die Architektur gibt mir einen Ausgleich zur Musik und anders herum. Zwei Jahre habe ich allerdings Pause von der Architektur gemacht. Damals war ich in einem recht unkreativen Büro. Als die Musik überhandnahm – ich machte lange Nord- und Südamerikatouren und war beinahe jedes Wochenende in Europa auf Tour – konnte ich es nicht mehr vereinbaren und entschied mich, hauptberuflich Musik zu machen.

Weshalb bist Du nach zwei Jahren wieder zur Architektur zurückgekehrt?

Ab einer gewissen Zeit habe ich sie dann doch vermisst. Ich wollte aber nicht mehr in die reine Architektur zurück und fand zufällig meinen Traumjob im Büro Metaphor. Das war der Grund, weshalb ich wieder begann, als Architekt zu arbeiten. Metaphor ist spezialisiert auf Museen, sie konzipieren alles vom Museumsgebäude über den Businessplan, bis hin zum Ausstellungskonzept, dem Design der Vitрины usw. Der Inhaber des Büros ist Architekt und leitet es zusammen mit seiner Frau, die Schriftstellerin ist. Wir arbeiten dort sehr konzeptionell und kreativ. Der Job im Architektenbüro ermöglicht es mir zudem, nicht jeden Gig annehmen zu müssen, stattdessen kann ich mir die interessanten aussuchen. Denn wenn du dein Geld nur als Musiker verdienen willst, musst du beinahe jedes Wochenende auflegen. Außerdem ist das DJ Dasein etwas, das man nicht ewig machen kann. Mit 50 bist du eigentlich raus und ich bin schließlich auch keine 20 mehr. Da muss man auch vorausdenken.

Tagsüber Architekt und nachts Musiker, wie schaffst Du das? Mit zwei Partnern habe ich ein Studio, wo wir sozusagen in Schichten arbeiten. Das heißt, ich arbeite tagsüber im Architekturbüro und gehe dann ins Studio, wo ich bis Mitternacht bin. Die Zeit im Studio empfinde ich aber weniger als Arbeit, sondern eher als Entspannung. Ich setze mich halt lieber abends ins Studio und bin kreativ, als zu Hause vor den Fernseher, und ich brauche den kreativen Output – wenn ich lange Zeit nicht im Studio war, merke ich, dass mir etwas fehlt.

Wie gehen Deine Chefs damit um? Sie wussten von Anfang an von meinem zweiten Standbein und fanden es gut. Sie wissen außerdem zu schätzen, dass ich, obwohl ich es finanziell nicht müsste, bei ihnen arbeiten will. Sie kennen meinen Tourneepplan und sind da sehr flexibel. Dass es in der Architektur auch so entspannt zugehen kann, war damals neu für mich. Das Büro war ein Glückssgriff.

Welchen Einfluss hat die Architektur auf Deine Arbeit als Produzent und DJ?

Im Entwerfen geht es um das Reduzieren. Die Musik, die ich produziere, ist auch sehr reduziert und minimal. Die Herangehensweise ist dabei geordnet und auch sehr softwarelastig, eigentlich etwas geeky. Da gibt es sehr viele Ähnlichkeiten zur Architektur.

Eure Plattencover und Flyer sind oft von Bildern aus der Architektur inspiriert, bist Du dafür verantwortlich? Bei unserem Label ist Isis für das Geschäftliche zuständig, ich für das Kreative. Die ersten beiden Alben, die bei Toi.Toi.Musik erschienen sind, haben zum Beispiel lasergecuttete Cover. Ich lasse mir also immer etwas mit den Mitteln einfallen, die ich kenne. Das sind oft ganz andere Dinge, als sie die Musikszene kennt.

Welche Rolle spielt der Architekt in Dir, wenn es um Event Locations geht?

Als Musiker frage ich mich zu allererst, wo müssen die Lautsprecher stehen, damit ein guter Klang entsteht. Bei Events platzieren wir zum Beispiel aber auch minimale, jedoch gezielte Lichter, die den Raum in Szene setzen. Das kommt dann wieder aus dem architektonischen Denken.

In welcher Art von Raum legt es sich besonders gut auf?

Rein vom Klang ist es in kleinen und niedrigen Räumen besser, da die Schallwellen schneller vom Zuhörer aufgenommen werden und nicht, wie in größeren Räumen, hin und her springen.

Bester Club?

Am liebsten lege ich im Fabric in London auf.

Was geschieht im neuen Jahr?

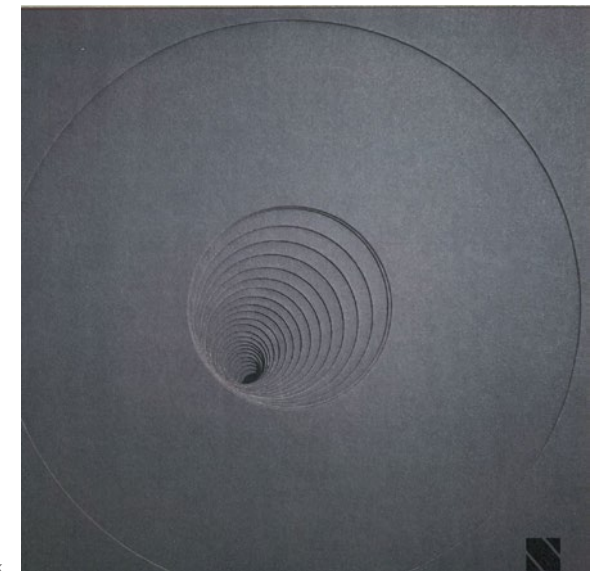
Im Januar findet, wie jedes Jahr, unser größtes Event statt. Im April gehe ich außerdem wieder für zwei Wochen auf Tour nach Südamerika, darauf freue ich mich sehr.

www.toitoimusik.co.uk



Foto: Daddy's Got Sweets

„IM ENTWERFEN GEHT ES UM DAS REDUZIEREN. DIE MUSIK, DIE ICH PRODUZIERE, IST AUCH SEHR REDUZIERT UND MINIMAL.“



© Toi.Toi.Musik

DIE DUNKLE SEITE DES RAUMS

MIT IHREN KRIMIS SEZIERT MONIKA GEIER NICHT NUR DAS LEBEN, SONDERN AUCH DIE ARCHITEKTUR

VON STEPHAN BECKER

Wie aus einer Architektin eine preisgekrönte Krimiautorin wird? Indem gleich das erste Buch das Gefallen der Leser und Kritiker findet. Neben Zeichnen ist Schreiben die liebste Tätigkeit von Monika Geier, und daraus wurde schließlich ihr Beruf. Was beides verbindet, ist ihr Wunsch, die Welt um sie herum zu fassen und zugleich neu entstehen zu lassen. Ihre Inspiration sind oft Räume und Atmosphären, weshalb ihre Geschichten auch vieles über Architektur erzählen.



Monika Geier, Foto: Roman Klar



Die Kleinstadt Eisenberg war eine der Inspirationsquellen für Monika Geiers zweiten Roman „Neapel sehen“
Foto: Immanuel Giel, Wikimedia, gemeinfrei

„BEIM BAUEN TRÄGT MAN VIEL VERANTWORTUNG, ES GEHT UM HOHE INVESTITIONEN UND INSOERN IST ES EBEN IMMER EINE ART POSITIVER GLAUBE, DER UMGESETZT WIRD. BEIM SCHREIBEN KANN MAN HINGEGEN AUCH NEGATIVE ASPEKTE ZEIGEN. DA KOMMT MAN DER WAHRHEIT EINFACH NÄHER.“

Ein kleines Städtchen in der nördlichen Pfalz, ein kleinbürgerliches Idyll, die Bewohner rechtschaffen, aber auch selbstgerecht. Etwas außerhalb eine Containersiedlung, einst errichtet für Kriegsflüchtlinge vom Balkan, doch inzwischen bewohnt von Menschen, die den braven Nachbarn peinlich sind: Eine räumliche Manifestation der eigenen Ängste, vor dem Leben, vor der Welt. Im Kontrast dazu die Tote, die plötzlich im alten Steinbruch liegt. Zu Lebzeiten rundum mit sich im Reinen, bewegte sie sich mit Leichtigkeit zwischen den Milieus, wohnhaft in einem lichten Haus, aber auch mit den dunklen Seiten des Lebens bekannt. Während der Hauptverdächtige als einheimischer Außenseiter in einer düsteren Scheune haust. In groben Zügen ist dies das räumliche Gefüge, in dem Monika Geier die Handlung ihres zweiten Romans „Neapel sehen“ von 2001 entfaltet. Dank ihrer atmosphärisch präzisen Beschreibungen

der Schauplätze ist es keine Überraschung, dass sie studierte Architektin ist. Was dazu passt, ist außerdem das Genre Kriminalroman: Bei keiner anderen Literaturform lassen sich Orte und Räume so elegant arrangieren, ganz selbstverständlich verschränkt durch die Figur des Ermittlers, dessen Suche nach Wahrheit selbst abrupte Szenenwechsel möglich macht.

Monika Geier lebt und arbeitet selbst in einem kleinen pfälzischen Dorf, in einem Haus aus den Fünfzigerjahren, das durchaus auch in einer ihrer Geschichten vorkommen könnte. Aufgewachsen ist sie am Rande von Kaiserslautern, wo sie nach ihrer Ausbildung zur Bauzeichnerin auch mit dem Studium begann. Ihre Berufswahl begründet Geier so logisch wie charmant. Sie habe als Kind schon gerne gezeichnet, aber es gebe in ihrer Familie eben auch viele Ingenieure, was zusammen eben Architektur ergebe. Im Gespräch bekennt die Autorin allerdings auch: „Räume haben mich schon immer fasziniert und manche Landschaften, manche Ecken haben einfach etwas Magisches. Dem wollte ich Ausdruck verleihen, egal mit welchen Mitteln.“

Das Studium an der TU Kaiserslautern war für Geier dagegen eher eine Ernüchterung. „Oft galt der individuelle Geschmack der Lehrenden als einzig gültige Wahrheit. Das konnte ich einfach nicht ernst nehmen, dafür war ich zu naturwissenschaftlich orientiert.“ Ihre Konsequenz: eine Hinwendung zur Kunst, denn „wenn ohnehin nur der subjektive Blick zählt, dann lieber richtig.“ Und neben Malen und Zeichnen hieß das eben auch: Schreiben. Kurz vor ihrem Diplom veröffentlichte sie 1999 mit „Wie könnt ihr schlafen“ ihren ersten Krimi, für den sie gleich mit dem Marlowe-Preis ausgezeichnet wurde.

Grundrisse mit Eigenleben

Sechs weitere Bücher hat Geier seither veröffentlicht, weshalb ihr fulminanter Karriereauftakt auch den Abschied von der Architektur markiert. Keineswegs minderte das allerdings ihr Interesse an architektonischen Fragen, was selbst in ihrer Haltung zum Schreiben anklingt: „Ich finde es spannend, eine Welt zu erschaffen, indem ich eine Aussage in den Raum stelle, aus der sich dann eine ganz eigene Dynamik entwickelt.“ Parallelen zwischen dem Entwurf einer Geschichte und dem Entwurf eines Gebäudes existieren ohnehin, lässt sich doch ein gezeichneter Grundriss immer auch als Vorwegnahme einer Handlung begreifen.

Was theoretisch klingt, hat in Geiers täglicher Arbeit durchaus eine praktische Dimension, denn oft stehen konkrete Orte am Anfang ihrer Arbeit: „Es gibt Settings, die sind so besonders, da frage ich mich sofort, was hier passieren könnte oder was für Menschen hierher gehören. Und daraus entwickeln sich dann die ersten Fragmente einer Handlung.“ Erst wenn Geier schon einiges geschrieben hat, wenn sie die Stimmen und Stimmungen ihrer Geschichte besser kennt, entsteht ein detaillierter Plan, den sie mit ihrer Verlegerin diskutiert. Wie das Schreiben fällt ihr auch das Planen leicht, was Geier durchaus als Spätfolge ihres Studiums sieht. Das Vertrauen auf ihre planerischen Fähigkeiten gebe ihr viel Freiheit, so die Autorin, denn dadurch könne sie der Geschichte mehr Lauf lassen. Das geht manchmal soweit, dass die Handlung mit ihrem Eigenleben zu einer Herausforderung für die ursprüngliche Planung wird. Auch das eine Parallele zur Architektur.

Einen wichtigen Unterschied sieht die Autorin allerdings: „Beim Bauen trägt man viel Verantwortung, es geht um hohe Investitionen und insofern ist es eben immer eine Art positiver Glaube, der umgesetzt wird. Beim Schreiben kann man hingegen auch negative Aspekte zeigen. Da kommt man der Wahrheit einfach näher.“ Diese Faszination für die dunklen Seiten des Lebens erklärt auch ihr Interesse am Kriminalroman. Natürlich sollen ihre Bücher unterhaltsam sein, aber zugleich gibt ihr dieses Genre die Möglichkeit, ein Licht auf gesellschaftliche Missstände zu werfen. Ihre Welten sind keine eskapistischen Idealisierungen, sondern realistische Annäherungen an Milieus und Umgebungen, wie sie viele Leser aus eigener Anschauung kennen. Nur eben erweitert um all jene Themen, die im Alltag gerne verdrängt werden. Die Rätsel-form ihrer Krimis ist aber auch ihrem naturwissenschaftlichen Interesse geschuldet – einer Freude an simpler Logik, mit der sich am Ende alle Widersprüche auflösen lassen.

Dass sie ihre Bücher meist in der Pfalz spielen lässt, macht Monika Geier nur scheinbar zu einer Vertreterin des regionalen Krimis, der in Deutschland schon seit längerem boomt. Ein detailverliebter Realismus von der Stange, mit dem sich die Bücher besser vermarkten lassen, interessiere sie nicht, so Geier. Worauf es ihr aber ankommt: Dass sie kennt, worüber sie schreibt. Wer will, kann ihre Romane darum auch als Form der angewandten Architektur- und Raumforschung lesen. Denn bei aller Imagination, das Wechselspiel zwischen Mensch und Umwelt soll plausibel dargestellt werden.

Eine Erkenntnis aus ihrer Arbeit sollte auch praktizierenden Architekten zu denken geben: Gerade das Nutzlose habe nicht selten besondere Qualitäten und vor allem dort, wo Architektur nicht mehr ihren Zweck erfüllt, entstünden oft die lebendigsten Orte. Geiers Beispiel ist die Piazza dell'Anfiteatro in Lucca, die 1830 nach den Plänen von Lorenzo Nottolini durch die Überformung eines alten römischen Theaters entstand. Die runde Form des Platzes ist nur eine zufällige Fortschreibung der Vergangenheit, und doch auch die ideale Bühne für das menschliche Treiben. Wie sich dieses entfaltet, das beschreibt sie in ihren Büchern – Architekten entwerfen Räume und Monika Geier füllt sie mittels ihrer Imagination mit Leben, so ließe sich ihre Arbeit als Autorin zusammenfassen.

www.argument.de

VOM ARCHITEKTEN ZUM KURATOR

CORNELIS VAN ALMSICK AUS WIEN

VON SOPHIE JUNG

Guter Lebenslauf für einen jungen Architekten: Cornelis van Almsick hat in Wien bei Zaha Hadid Architektur studiert, bei Regine Leibinger und Finn Geipel an der TU Berlin 2007 seinen Abschluss gemacht, und nach einem Exkurs bei Fernando Romero in Los Angeles seit 2010 in Wien u.a. bei Peter Lorenz gearbeitet. Trotz dieses Werdegangs ist van Almsick heute Ausstellungskurator für zeitgenössische Kunst – seit August 2015 sogar Direktor der Galerie Crone in Wien. Schicksalsschlag? Zufall? Nein, jeder Schritt war eine Entscheidung.

Cornelis van Almsick
Foto: Rita Nowak, © 2015





Young Americans, mit Petra Cortright, Luis Gispert, Alex Ito, Ken Okiishi, Timur Si-Qin, Carter Mull, Ryan Trecartin, Kaari Upson im FRANZ JOSEFS KAI 3, 2015
Foto: Simon Veres, © 2015 / hier: Alex Ito, courtesy of the Artist and The Still House Group

Cornelis van Almsick, Sie haben schon jahrelang als Architekt gearbeitet, ehe Sie 2012 anfangen, Ausstellungen zu kuratieren. Wie kamen Sie dazu? Es war so: Ich hab immer sehr gerne fotografiert. Von 2008 bis 2010 war ich in Los Angeles und habe dort verschiedene Fotoserien gemacht. Ende 2010, als ich wieder zurück nach Wien kam, habe ich die Bilder dann in Ausstellungen gezeigt. Ende 2011 habe ich mich bei der Ausstellung „Hardly Anything“ selbst ausgestellt und merkte dann, dass sich die Doppelrolle als Künstler und Kurator der eigenen Kunst überhaupt nicht gut anfühlte. Was mir aber besonders Spaß gemacht hatte, war vor allem das Kuratieren und Organisieren dieser Ausstellung. Von da an habe ich mit der Ausstellungsmacherei weitergemacht. Das hat sich dann immer mehr gesteigert: Die Ausstellungen wurden größer, die Laufzeiten länger und irgendwann kam die erste institutionelle Ausstellung im Kunst Haus Wien, bzw. im Fotografiemuseum des Hundertwasserhauses.

Diese Ausstellung mit Ihren eigenen Fotografien war also Auslöser, zukünftig als Kurator zu arbeiten. War Ihnen das damals bewusst? Das war tatsächlich ein Scheideweg. Ich habe mich zu der Zeit sehr bewusst entschieden, die Fotografie aufzugeben und fortan kuratorisch tätig zu werden.

Bis 2014 arbeiteten Sie als Architekt und Kurator. Dennoch findet mit der bewussten Entscheidung eine Art Identitätswechsel statt. Aus dem Architekten, der gerne fotografiert, wird ein Kurator. Davon müssen Sie nicht nur selbst überzeugt sein, sondern auch andere überzeugen, Sie müssen Gelder einwerben, mit Künstlern zusammenarbeiten. Wie lief dieser Wandel in der Praxis ab? Tatsächlich habe ich viele meiner Ausstellungen zunächst selbst finanziert. Ich wollte mich nicht dem Behördenkrieg für die Anträge von Kunstausstellungen hingeben. Und irgendwie ließen sich die Projekte immer realisieren: Mal gab es Fördergelder seitens der Künstler, mal seitens der Projekträume, mal hatte ich welches. In der ersten Zeit habe ich alles selbst gemacht: Transport, Hängung, Ausstellungsfotografie und Pressetexte verfassen. Als es dann umfangreicher wurde, kam auch meine Frau Magdalena Zeller hinzu. Ohne sie hätte ich das ohnehin alles nicht hinbekommen.

„ICH FINDE ES WUNDERVOLL, MIT DEN GALERIERÄUMEN ZU ARBEITEN UND NICHT MIT EINEM WHITE CUBE KONFRONTIERT ZU SEIN.“

Hat anscheinend geklappt: Seit 2014 sind hauptberuflich freier Kurator. Ja, ein Jahr lang habe ich das hauptberuflich gemacht – das war finanziell nicht besonders leicht. Zu dieser Zeit bekam ich zu spüren, wie es Künstlern geht, wenn sie noch keinen Namen haben. Seitdem habe ich davor den größten Respekt, schließlich kann es sehr lange dauern, bis man sich als Künstler etabliert hat.

Trotzdem weitermachen? Es ist anders gekommen: Ich bin mittlerweile Direktor der Wiener Dependance der Berliner Galerie Crone. Markus Peichl, der Geschäftsführer der Galerie in Berlin, ist auf meine Arbeit in Wien aufmerksam geworden, ich habe im Mai 2015 für ihn in Berlin eine Ausstellung mit österreichischen Künstlern, u.a. dem jungen Maler Michael Fanta kuratiert und jetzt baue ich für die Galerie Crone die Dependance in Wien auf – die gibt es jetzt seit August.

Wie weit ist denn die Architektur in Ihren Ausstellungen noch sichtbar? Ich musste mich in den letzten Jahren bei fast jedem Projekt ganz neu auf den Raum einstellen. In Wien habe ich an sehr unterschiedlichen Orten gearbeitet: Bürobauten aus den Sechzigern, Industriehallen aus dem 19. Jahrhundert, die mal zur Zwischennutzung, mal als professioneller Ausstellungsraum genutzt wurden. Als Architekt fällt

mir diese Neuanpassung an Räumlichkeiten leichter als klassisch ausgebildeten Kunsthistorikern: Ich sehe einen Plan und kann mir den Raum bereits ziemlich gut vorstellen, weiß schnell, wie sich die Kunstwerke in der Ausstellung darin arrangieren und hängen oder platzieren lassen.

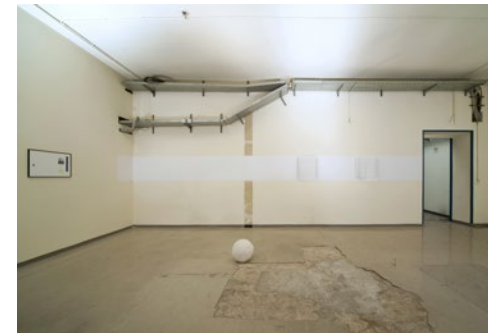
Sie haben häufig an Orten Ausstellungen gemacht, die nicht dem klassischen White Cube entsprechen. In Berlin in der Friedrichstraße etwa haben Sie für die Galerie Crone fünf Etagen eines Altbaus bespielt, der halb marode, halb Baustelle ist. Erkunden Sie Orte mit Ihren Ausstellungen? Die Ausstellung in der Friedrichstraße ist in enger Kooperation mit Markus Peichl entstanden, im übrigen der Sohn des Architekten Gustav Peichl. Zur Erkundung: Man kann sagen, ich habe mir Orte über die Kunst angeeignet, vor allem bei Skulptur und Installationen, die ja stark mit dem Raum umgehen.

Nachdem Sie viele freie Projekte an so unterschiedlichen und schwierigen Orten gemacht haben, wie ist es nun, kuratorisch mit einem recht glatten Galerien-Raum zu arbeiten? Die Räumlichkeiten der Galerie, die von Gregor Eichinger umgebaut wurden, sind interessant. Es sind vier einzelne Räume, die miteinander verbunden sind. Nicht immer einfach zu bespielen, doch können sie bei Ausstellungen spannende Situationen entstehen lassen, kuratorisch und eben auch architektonisch. Beispielsweise hatten wir mit Hanne Darbovens „Stundenbuch“ den Eingangsraum der Galerie bespielt, das übers Eck gehängt den ganzen Raum für sich eingenommen hat und von seinen Ausmaßen her wie dafür gemacht schien.

Die räumliche Herausforderung soll also bleiben? Ich finde es wundervoll, mit den Galerieräumen zu arbeiten und nicht mit einem White Cube konfrontiert zu sein.

Sehr schnell hatten Sie mit Ihren Ausstellungsprojekten Erfolg, dennoch: Sie wollten doch eigentlich immer Architekt sein? Ja, an sich schon. Ich habe zwar nach der Schule darüber nachgedacht, Kunst zu studieren, doch habe ich gerne Architektur studiert und wollte immer als Architekt arbeiten. Der Arbeitsalltag eines Architekten ist jedoch gekennzeichnet von unzähligen Überstunden, die besonders einem hohen Kostenzwang der Projektentwickler und einer überbordenden Regulation der Behörden geschuldet sind. Ich denke, daß ich jetzt einen sehr guten Weg gefunden habe, meine Erfahrungen als Architekt neu einzusetzen – „non, je ne regrette rien!“

vanalmsick.at



(Of Lines, Planes, Surfaces, or Objects)..., mit Kay Walkowiak, Min Yoo, Marcin Zarzeka, Parallel (altes Telegraphenamt), 2013 Foto: Simon Veres, © 2013

Living the International Style, mit Wolfgang Lehrner, Haus Wittgenstein (BKI), 2015, Foto: Wolfgang Lehrner, © 2015

EINE ARCHITEKTONISCHE PERFORMANCE

CREATIVE DIRECTOR FÜR VISUELLE EFFEKTE: BEN WEST

VON LUISE RELLENSMANN



Er läßt Lastwagen schweben, verwandelt Fußballstadien in fliegende Untertassen und erweckt Sushi zum Leben. Seit drei Jahren lebt der Australier Ben West in Los Angeles, der ausgebildete Architekt ist Creative Director bei Framestore. Die in den 80er Jahren gegründete Londoner Firma mit ihren inzwischen rund 1.000 Mitarbeitern in London, L.A. und Montreal produziert Spezialeffekte für Musikvideos, Werbung und Filme wie etwa *Gravity*, der 2014 für seine Visuellen Effekte mit dem Oscar ausgezeichnet wurde.

Ben West, © Mekanism, Framestore Pictures and Framestore



Fugu & Tako, Bilder: © Ben West



DIE ARCHITEKTONISCHEN FÄHIGKEITEN SIND TEIL MEINER DNA UND BEEINFLUSSEN ALLES WAS ICH TUE

In Zeiten digitaler Architekturproduktion, hyperrealistischer Renderings und Visualisierungen, die junge Architekten schon im Studium zu beherrschen lernen, klingt eine Karriere im Animationsfilmbereich wenig abwegig. Der heute 44jährige West jedoch schloss sein Architekturstudium an der University of Technology in Sydney Ende der 90er ab. „Damals befand sich alles im Umbruch, aber die Professoren legten viel Wert auf funktionale und von Hand gezeichnete Entwürfe.“ Das technische Zeichnen lag dem Sohn eines Ingenieurs – die 3D-Programme lernte er in Eigenregie.

Schon als Student begeisterte ihn mehr das Formale an der Architektur. „Mein Interesse galt primär dem Ziel, schöne Formen zu gestalten und weniger der Funktion eines Gebäudes.“ Dem Architekturstudium schloss er einen Master in Regie an der „Australian Film Television School“ in Sydney und ein einjähriges Animationsstudium in London an. Währenddessen verdiente er Geld mit Visualisierungen ambitionierter Bauprojekte – etwa für die Olympischen Spiele in seiner Heimatstadt oder Hochhäuser in asiatischen Metropolen. „Im Architekturbüro habe ich etwas ganz anderes gemacht als in der Uni gelehrt wurde“, stellt West fest. Dennoch empfindet er das Architekturstudium als gute Grundlage, vor allem weil ein großer Teil davon das ständige Gegenlesen und die Kritik durch andere sei.

In seinem jetzigen Beruf sieht er Parallelen: Für einen Superbowl-Werbespot verwandelte er jüngst ein Sportstadion in ein abhebendes UFO – „eine Art architektonische Performance“, so West. Den roten Faden einer Geschichte zu entwickeln, oder die Botschaft eines Werbespots in nur 30 Sekunden rüber zu bringen sei ein gleichsam komplexer Prozess wie die Entwicklung räumlicher Strukturen. Auch den Arbeitsaufwand schätzt er ähnlich ein: „In der Zeit, die man benötigt, um einen Spielfilm zu machen, könnte man schon ein recht großes Haus bauen.“

Erst seit seinem Umzug vor drei Jahren von Australien nach Kalifornien widmet sich West komplett dem Filmemachen, auch abseits von Werbespots: Inzwischen hat er einen eigenen, sehr ungewöhnlichen und auch komischen Kurzfilm gemacht, bei dem nicht nur die visuellen Effekte, sondern auch Vorlage und Regie von ihm selbst stammen. In „Fugu & Tako“ ließ West auch seine Leidenschaft für die japanische Kultur mit einfließen. Er handelt von einer Männerfreundschaft zwischen zwei japanischen Büroangestellten, deren Leben sich plötzlich verändert, nachdem einer von ihnen einen lebendigen Kugelfisch verspeist. Was bisher nur ein kurzer Trailer ist, möchte er langfristig zu einem längeren Film ausbauen.

West genießt die künstlerische Freiheit, die ihm die Arbeit als Architekt nicht zur Genüge bieten konnte. Trotzdem ist er sich sicher: „Die architektonischen Fähigkeiten sind Teil meiner DNA und beeinflussen alles was ich tue“.

www.framestore.com



Vom Zeichenbrett ans Set: In seiner klassischen Architekturausbildung lernte Ben West das Zeichnen von Hand, dem Selbststudium von 3D-Programmen schloss er ein Animationsstudium an, bei Framestore ist er heute für die Visuellen Effekte bei großen Werbespots wie etwa der Pepsi-Reklame, die 2015 zur Halbzeit des Superbowls ausgestrahlt wurde, verantwortlich. Alle Bilder: © Mekanism, Framestore Pictures and Framestore

BERÜHRBARE WAHRHEITEN

SYBILLE PAULSEN

Bild der Woche

Tipp

Dossier

News

27

Architekturwoche

Inhalt



VON DANIEL FELGENDREHER

Sybille Paulsen hat nach ihrem Architektur-Diplom einen Goldschmiedekurs gemacht, heute entwirft sie Schmuckstücke aus dem Echthaar ihrer Kunden. Ihre Arbeiten sind personengebunden und verweigern Massenanfertigungen – Umtausch ausgeschlossen. Bei ihrem Projekt *Tangible Truths* (Berührbare Wahrheiten) verwendet die Berliner Schmuckdesignerin Haare von Krebspatientinnen, um daraus Schmuckstücke für sie zu entwerfen.

Sybille Paulsen mit „PoMo-Kette“, Foto: Daniel Felgendreher

Du bist eigentlich Architektin – wie bist Du denn Schmuckdesignerin geworden? Hattest Du zuvor bereits mit Haar gearbeitet? Ich hab nach meinem Architektur-Diplom einen Goldschmiedekurs und einen Workshop bei der Schmuckdesignerin Denise Reytan gemacht. Dieser hieß *Plastic Poems* – wir entwarfen Haute Couture-Schmuck aus unkonventionellen Materialien. Darunter war Kunsthaar, und ich interessierte mich für das Material. Ich fing an, damit Schmuck zu gestalten, ging aber schnell zu Echthaar über, da es schöner anzufassen ist.

„Tangible Truths“ ist ein kontroverses Projekt – wie ist es entstanden? Es gab jemanden in meinem Umfeld, der an Krebs erkrankte. Das war eine Situation, in der ich nicht wusste, wie ich mit ihr umgehen soll, und es sich auch nicht richtig angefühlt hat, wie wir in unserer Gesellschaft oft damit umgehen: ok, jetzt auf gar keinen Fall darüber nachdenken, viel arbeiten, viel ablenken, ich muss einfach durchhalten. Leider, oder zum Glück, hat es so bei mir nicht funktioniert. Die Vokabeln, die wir benutzen, um über die Krankheit zu reden, sind eher so Militär-Vokabeln: „Der Feind in deinem Körper, der bekämpft werden muss“. Ich finde, dass es ab dem Moment, wenn du erkrankst, Teil deines Lebens wird und, dass es nicht nur darum geht zu kämpfen. *Tangible Truths* habe ich vor ungefähr zwei Jahren als Kunstprojekt angefangen – da lernte ich die ersten Frauen kennen. Durch das Projekt bekam ich auch noch andere Anfragen, also nicht ausschließlich von Chemotherapie-Patientinnen, sodass mittlerweile Leute mit ganz unterschiedlichen Lebensereignissen, die sie mit einem Schmuckstück markieren wollen, zu mir kommen.

Dein Projekt ruft auch negative Reaktionen hervor. Ja, im Internet. Der Blog *iGNANT* hat es auch auf seiner Facebookseite veröffentlicht. Die Leute diskutieren darüber, vielleicht nicht so auf dem Niveau, wie ich es mir gewünscht hatte, aber darauf habe ich keinen Einfluss. Ich kann es als Diskussion nicht ernst nehmen. Mir war klar, dass Haar als Material schwierig und emotional aufgeladen ist. Aber mir war nicht bewusst, welche Reaktionen das hervorrufen könnte. Es gibt Leute, die es regelrecht eklig finden, was ich mache. Das hätte ich niemals gedacht.

Welche Rolle kommt diesen speziellen Schmuckstücken Deiner Meinung nach zu? Parallel zu den Experimenten mit Echthaar recherchierte ich zur Rolle von Artefakten in Übergangsritualen. Schmuck ist Dekor und hat natürlich andere Bedeutungsebenen als ein Gebrauchsgegenstand. Er transportiert kulturelle Codes



Familien-Portrait: Eine lange Kette aus den Haaren der drei Töchter, der zwei Enkelkinder und der besten Freundin, Foto: Sybille Paulsen

Flechtwerk mit farbiger „Seele“ (Grundfaden), Foto: Sybille Paulsen





Die Kette von Mary Beth ist eine frühe Arbeit des Langzeitprojekts „Tangible Truths“. Ihre Fragilität war für die Designerin Anlass zur Entwicklung verschiedener Flechttechniken, um die Schmuckstücke haltbarer zu gestalten. Fotos: Sybille Paulsen

und trifft Aussagen über die Person, die ihn trägt. Die Schmuckstücke sind narrative Objekte. Sie könnten als Kommunikator funktionieren und den Patientinnen helfen, mit ihren Angehörigen und Freunden über ihre Krankheit zu reden.

Du sprichst mit den Frauen auch über ihre Krankheit. Fühlst Du Dich manchmal in Deiner Rolle als Designerin überfordert? Kommen die Frauen auch mit der Erwartung nach Seelsorge zu Dir? Eigentlich gerate ich da nicht an meine Grenzen. Die Frauen geben meistens vor, wie weit sie gehen wollen, was sie besprechen wollen, und was nicht. Jede hat einen ganz anderen Umgang mit der Krankheit und eine andere Fragestellung, mit der sie zu mir kommt. Für viele Frauen ist der Haarverlust schwierig, viel schwieriger als die Schmerzen während der Chemotherapie. Sie wollen einfach über diesen Verlust sprechen. Das Gespräch über das zukünftige Objekt hilft natürlich zu artikulieren, was gerade passiert, welche Transformationen die Frauen erfahren. Es gab jedoch bisher keine, die mich mit einer Therapeutin verwechselt hat. Der Fokus in den Gesprächen bleibt häufig auf den Objekten. Wir reden darüber, welches Budget es gibt und was man innerhalb des Budgets machen kann, welche Farben, welches Metall und welches Flechtwerk sie sich vorstellen. Bis jetzt war es nicht so, dass es überfordernde Gespräche waren.

Hast Du auch männliche Kunden oder ausschließlich weibliche? Ich hatte bisher nur einen einzigen männlichen Kunden. Das liegt vor allem an der Haarlänge. Es ist sehr schwierig, das Haar zum Flechten an die Gewichte anzubinden, wenn es zu kurz ist. Für kürzeres Haar muss ich noch eine geeignetere Technik entwickeln. Wenn Männer lange Haare haben und daraus ein Schmuckstück gefertigt haben wollen, mache ich das aber natürlich genauso gerne.

Deine Arbeiten sind personengebunden und verweigern in gewisser Hinsicht Massenanfertigungen, außerdem sind sie vom Umtausch ausgeschlossen. Gab es Kundinnen, die unzufrieden mit ihrem Schmuckstück waren? Oh Gott, ich hoffe nicht! Bis jetzt nicht. Aber ich kann mir das natürlich vorstellen, dass es so Kundinnen gibt, die sich viel mehr von dem Objekt erhoffen, als es sein kann.

Wie hast Du die handwerklichen Techniken erlernt, mit denen Du arbeitest? Die Arbeit mit echtem Menschenhaar und Rosshaar ist ein traditionelles Handwerk, das heute nur noch wenige Menschen beherrschen. Ich habe von einer Freundin den

Tipp bekommen, wo ich es lernen kann. Vor allem bei Trachten in Schweden und der Schweiz sind manche Details entweder aus Menschen- oder Rosshaar geklöppelt. Bei der „Berner Sonntagstracht“ ist beispielsweise der gesamte Kopfschmuck aus Rosshaar gefertigt. Ich habe in Davos einen Workshop gemeinsam mit fünf Schweizer Hausfrauen gemacht – eine interessante Erfahrung (lacht). Als Architektin oder Designerin hat man natürlich ganz andere ästhetische Vorstellungen. Viele Konventionen, welche die Frauen im Kopf hatten, wie so ein Schmuckstück auszusehen hat, waren mir natürlich fremd. Ich fragte mich: Wie kann ich mit diesen Techniken spielerisch umgehen? Ich adaptierte beispielsweise Elemente wie die „Seele“ – der Grundfaden, um den man herumflucht – verwendete dafür allerdings nicht wie die anderen den Farbton des Haares, sodass sie verschwindet, sondern starke Farben.

Du hast in Berlin und Kopenhagen Architektur studiert. Kannst Du bei Deiner Arbeit heute auf bestimmte während des Studiums erlernte Methoden, Fähigkeiten oder Techniken zurückgreifen? Ja, zum Beispiel in Prozessen zu denken oder gewisse Fragestellungen. Eine meiner ersten Ketten, die Kette von Mary Beth, war extrem fragil, wie eine Frisur, die einfach zerfällt. Da kam schon die Frage, wie ich sie haltbarer machen kann. Gibt es eine Möglichkeit, wie ich das Material so verarbeiten kann, dass es stabil und tragbar wird. Man könnte das Haar natürlich eingießen, also dem Haar noch ein weiteres Material, wie beispielsweise Kunstharz, untermischen, aber es ging mir eher darum, mit dem Material Haar an sich zu arbeiten.

Ich denke, ich bin im Architekturstudium nie so detailliert geworden, dass ich wirklich Materialentscheidungen getroffen habe. Das ist natürlich durch den Maßstab der Schmuckstücke jetzt anders. Es hat mir im Studium gefehlt, auf diesem Niveau zu arbeiten, wo es wirklich um Materialien und Detaillösungen geht. Zu den „schönen Fragen“ der Architektur kam es durch große Projekte, große Gruppen und kurze Semester oft nicht.

Hast Du zuvor in Architekturbüros gearbeitet? Was mochtest Du nicht an der Arbeit als Architektin? Ja, als Praktikantin. Mir wurde aber ziemlich schnell klar, dass ich die Geduld nicht habe, für einige Jahre kein physisches Produkt meines Entwerfens zu sehen. Ich merke jetzt, dass in der Arbeit mit den Händen, dem handwerklichen Umgang mit den Materialien, meine wirkliche Leidenschaft steckt.

Was sind Deine ästhetischen Vorbilder oder Referenzen? Ich habe von Deiner PoMo-Kette gelesen. Mir wurde schon oft gesagt, dass man an den Schmuckstücken erkennen kann, dass ich Architektin bin (lacht). Architektur fasziniert mich natürlich weiterhin und ich habe viele Architekten in meinem Freundeskreis. Die PoMo-Kette entstand nach einem Besuch der Architekturbiennale in Venedig. Wir hatten uns damals viel über die Postmoderne unterhalten. Klar, Architektur ist nach wie vor ein Referenzrahmen, aus dem ich viele stilbildende Elemente beziehe.

Wie ernst ist das alles? Trägst Du die Geschichten der Frauen mit nach Hause? Klar, wenn ich die Person gut kenne und sie Teil meines Lebens ist, belastet mich das natürlich – manche Schicksale gehen mir näher. Aber ab dem Moment, in dem ich mit dem Haar als Material arbeite, sehe ich es abstrakter und ich denke weniger über die Geschichten nach.

Du spendest einen bestimmten Betrag pro Arbeit an Krebshilfeorganisationen. Hat Deine Arbeit auch einen gesellschaftlichen Auftrag? Möchtest Du für Brustkrebs sensibilisieren? Ja, damit habe ich vor kurzem angefangen. Das sind Elemente des Projekts, die sich entwickelt haben. Einer der Gründe, warum das Projekt so viel Aufmerksamkeit erfährt, ist wahrscheinlich, dass es über eine Krankheit spricht, über die man ungern spricht. Ich denke, wir könnten auch anders darüber sprechen. Es war allerdings nie meine Intention, ein polarisierendes Projekt zu machen.

www.sybille.me

EINSATEAM

VON JEANNETTE KUNSMANN

Was passiert, wenn eine junge Architektin mit einer Kulturwissenschaftlerin und Publizistin ein gemeinsames Büro gründet: Sie arbeiten mit großer Wahrscheinlichkeit in dem diffusen Feld der Architekturkommunikation. Zusammen mit Franziska Eidner konzipiert Jeannette Merker seit fünf Jahren Ausstellungen, Publikationen und Veranstaltungen – eben alles vom „Textbaustein bis zum Kongressprogramm“, wie die beiden selbst sagen. Ihr EINSATEAM vernetzt, moderiert und berät außerdem auch Unternehmen, Institutionen, Kommunen und Fachmedien – manchmal schreiben sie auch für die *Baunetzwoche*. Ein Gespräch mit Grenzgängerin Jeannette Merker



Franziska Eidner und Jeannette Merker, Foto: Till Budde

Architektur studieren: ja oder nein. Was wäre heute Deine Antwort? Ein klares Ja. Wenn ich mich heute noch einmal entscheiden müsste, würde ich vielleicht noch BWL mit dazu nehmen.

Du hast an der BTU in Cottbus Architektur studiert, aber nie als Architektin gearbeitet – warum? Ursprünglich habe ich Stadtplanung studiert und so zwei Vordiplome gemacht: Eins in Architektur und eins in Stadtplanung. Das hing mit der Büroerfahrung im Bereich Stadtplanung zusammen, da ich dadurch gemerkt hatte: Stadtplanung allein ist schwierig für mich. Danach habe ich durch meine Auslandsaufenthalte in der Schweiz und in Mailand erste Schritte in Richtung Ausstellen sowie Produkt- und Interiordesign gemacht und mich bereits während des Hauptstudiums immer mehr und mehr von der klassischen Architektur entfernt.

Dein Berufswunsch als Kind? Busfahrer!

Zusammen mit Franziska Eidner hast Du 2010 das Büro EINSATEAM gegründet. Was war Euer erstes Projekt und wie kam es dazu? Franziska und ich haben uns vor fast zehn Jahren am Deutschen Architektur Zentrum kennengelernt und dort gemeinsam für den Bund Deutscher Architekten Ausstellungen realisiert. Wir beide waren dann jahrelang jeweils für unterschiedliche Auftraggeber unterwegs, haben aber immer versucht, möglichst viel gemeinsam zu machen. 2010 gab es dann einen Auftrag für die Adaption einer Ausstellung, die wir im DAZ betreut hatten – das war unser erster gemeinsamer Job als „EINSATEAM“. Von da an haben wir zunehmend versucht, unsere Einzelaufträge zu bündeln und die Synergien des Teams zu nutzen. Seit 2013 machen wir das ausschließlich.

Architekturkommunikation ist Euer Thema: Wie vermittelt man Architektur? Wir versuchen das immer wieder aufs Neue herauszufinden. Wir verstehen uns aber nicht als klassische Architekturvermittler. Unser Thema ist nicht das einzelne Bauwerk, sondern Architektur, Planung und Stadtentwicklung.

Franziska ist keine Architektin, sondern hat Journalistik, Kulturwissenschaften und -management studiert – die perfekte Ergänzung? Warum EINSATEAM?

Wir sind tatsächlich ein gutes Team, ergänzen uns in unseren Talenten und auch persönlich sehr gut. Mittlerweile sind wir auch kein Tandem mehr, sondern zu sechst im

Büro. Echte Teamarbeit ist uns sehr wichtig. Der Name steht – mit einem gewissen Augenzwinkern – für unseren Anspruch an die eigene Arbeit: Wir sind ein 1a-Team, mit 1a-Projekten, in einer 1a-Stadt...

Das Schöne an Eurer Arbeit? Schön ist die Vielfalt: Wir sind auf keinen Kundenkreis festgelegt. Wir entwickeln zum Beispiel Veranstaltungskonzepte für die Bauindustrie, können uns aber auch in Kommunen oder andere öffentliche Auftraggeber hineindenken. Ich hatte noch nie Langeweile in den letzten Jahren.

Dein Buch mit Riklef Rambow „Architektur als Exponat“, das vor kurzem erschienen ist, war für Dich auch der Abschied vom Fachgebiet Architekturkommunikation am Karlsruher Institut für Technologie. Wie macht man eine gute Architekturausstellung? Die Frage begleitet mich schon seit dem Studium: Meine Diplomarbeit war eine Ausstellung, die ich konzipiert und auch umgesetzt hatte.

Zu welchem Thema denn? Das war im Rahmen von einem Kunstprojekt: „Industriestadt futurismus. 100 Jahre Wolfsburg/Nowa Huta“ kuratiert unter anderem von Martin Kaltwasser. Ein Studienprojekt, aus dem ich meine Diplomarbeit entwickelt habe. Der erste Teil wurde im Kunstverein Wolfsburg gezeigt, der zweite, eine sehr konzeptionelle Arbeit, in einem Theater in Nowa Huta. Aber um auf die Frage zurückzukommen: Eine gute Ausstellung braucht immer eine Idee. Dazu gibt es verschiedene Ansichten, die man im Buch nachlesen kann.

Welche Ausstellung war denn in Deinen Augen eine gelungene Ausstellung?

Die Wohnungsfrage im Haus der Kulturen der Welt in Berlin hat mich beeindruckt. Die Suche, wie man Architektur im Raum in irgendeiner Form erlebbar machen kann, haben die Kuratoren mit den Einbauten schon sehr gut hinbekommen. Aber ich habe auch durchaus Freude an einer guten Architekturfotografieausstellung, die Architektur wiederum nur in zwei Dimensionen, also als „Flachware“, abbildet.

Und was geht gar nicht? Oliver Elser hat das in unserem Interview ganz gut gesagt: „Es heißt ja Ausstellung und nicht Ausdrückung“.

Ihr arbeitet seit mehr als fünf Jahren zusammen – was kommt als nächstes? Es gibt noch eine Menge zu tun in dem Feld, in dem wir uns rumtreiben...

ABGEDREHT! BÜHNENWELTEN - LEBENSWELTEN. CHAIM HEINZ FENCHEL 1906–1988

VON OLIVER G. HAMM

„Um es vorweg zu nehmen, es ist wohl das Schönste und Beste hier im Lande; ein Judenproblem wie in Europa gibt es nicht!“ Große Erleichterung über die Umstände seines Neuanfangs spricht aus den Worten Heinz Fenchels, dokumentiert in seinem „Bericht aus Palästina aus dem Jahr 1937“. Im deutschsprachigen Kulturraum war er, der sich fortan Chaim Fenchel nannte, bisher ein weitgehend Unbekannter - oder sollte man besser „ein in Vergessenheit Geratener“ sagen? In der Stiftung Neue Synagoge Berlin - Centrum Judaicum ist er noch bis April (wieder) zu entdecken.



oben links: Umgestaltete Lobby im Dan Tel Aviv Hotel, 1960er Jahre, Foto: Sam Frank
rechts: Turm für das Hotel Ivoire, Abidjan, Elfenbeinküste, 1960er-Jahre, Foto: privat
unten links: Hotel Ivoire – Casino, Abidjan, Elfenbeinküste, 1960–1970, Foto: privat

Fenchel war ein begnadeter Zeichner und ein Schöpfer von ausdrucksstarken Illusionsräumen wie auch von bildmächtigen Architekturen. In seiner ersten Karriere als Filmarchitekt (ab 1928) wirkte der gebürtige Berliner Jude an 45 Spielfilmproduktionen mit. Für Komödien ebenso wie für Liebes-, Action- oder Kriminalfilme entwarf er stimmungsvolle Kulissen. Doch ab 1933 war ihm – als einem von rund 3.000 jüdischen Filmschaffenden – jegliche Arbeit in Deutschland verwehrt. Zwar war er noch an drei Produktionen in Dänemark und in den Niederlanden beteiligt, doch Ende 1936 ging er ins Exil.

Anders als viele Kollegen aus der Filmbranche entschied er sich aber nicht für Hollywood oder für England, sondern für Palästina, ein Land ohne nennenswerte Filmindustrie. Fenchels Wille, beim Aufbau von Erez Israel dabei zu sein, war größer als die Neigung, weiter als Set-Designer arbeiten zu können. Tatsächlich sollte er in seiner neuen Heimat nie wieder als Filmarchitekt tätig werden – stattdessen startete er eine zweite Karriere als Architekt.

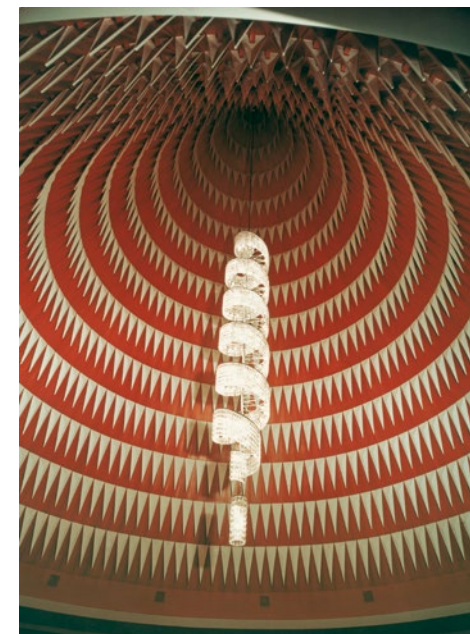
Noch vor seiner Emigration hatte Fenchel, der an der Hochschule der Bildenden Künste in Berlin Architektur studiert hatte, erste Bauprojekte bearbeitet: das Haus Hohenberg in

Berlin-Gatow sowie Villen und Sommerhäuser in der Tschechoslowakei. In Palästina resp. in Israel profilierte er sich schnell als innovativer Architekt und Interieur-Designer. Sein Erstlingswerk war das aufgrund seiner Öffnung zum angrenzenden Strand Aufsehen erregende, leider nicht erhaltene *Café Pilz* in Tel Aviv (1938). Ihm folgten zahlreiche weitere Kaffeehäuser, aber auch Bars, Kinos, Geschäftshäuser, Hotels, Wohnbauten, die preisgekrönte französische Bibliothek *Alcheb* (1957) und Fabriken, meist in Tel Aviv, aber auch in Haifa, Jerusalem und Aschkelon.

In den Sechzigerjahren entwarf Chaim Fenchel sogar mehrere Luxusresidenzen in Afrika. Die bedeutendste von ihnen, das 1970 vollendete Hotel Ivoire mit Kongresszentrum und Eislaufbahn (!) in Abidjan, Elfenbeinküste, ist nach einer Generalsanierung vor wenigen Jahren heute wieder in alter Frische zu bewundern. Dieses Spätwerk mit seinen plakativen Formen und kräftigen Farben scheint direkt einem Filmset entsprungen zu sein.

Im Centrum Judaicum ist nun erstmals außerhalb von Israel ein großer Teil von Chaim Fenchels Werkarchiv zu sehen. Kuratorin Chana Schütz hat 135 von über 600 grafischen Blättern aus Familienbesitz ausgewählt und durch

Fotografien und Premieren-Einladungskarten ergänzt. Kleinbildaufnahmen aus London, Paris und Amsterdam belegen, wo sich Fenchel für seine Filmsets hat anregen lassen. Szenenbildentwürfe, der er meist mit Bleistift und Wasserfarben auf Pergament anfertigte, verraten seine raumschöpferischen Fähigkeiten, die er sich zunächst im Architekturstudium und danach als Assistent des Bühnen- und Kostümbildners Ernst Stern am Großen Schauspielhaus angeeignet hatte. Standfotografien u.a. von Hans Casparius – z.B. von der ersten Edgar-Wallace-Verfilmung „Der Zinker“ (1931) – dokumentieren die stilistische Vielfalt von Fenchels Filmbauten. Architekturzeichnungen und -fotografien aus den Dreißiger- bis Sechzigerjahren weisen ihn schließlich als „gemäßigten Modernen“ aus, der das durchaus salonhafte Lebensgefühl seiner Berliner Jahre in ein modernes Ambiente am Mittelmeer und in Afrika zu transferieren verstand.



Hotel Ivoire - Veranstaltungssaal, Abidjan, Elfenbeinküste, um 1969, Foto: privat

„Abgedreht! Bühnenwelten – Lebenswelten. Chaim Heinz Fenchel“

Bis 10. April 2016 in der Stiftung Neue Synagoge Berlin - Centrum Judaicum
Das gleichnamige Buch ist im Berliner Verlag Hentrich & Hentrich erschienen und kostet 14,90 Euro.



ARCHITECTURE GOES MUSIK

Best of 2015: Die Seite *the spaces* hat mit Hilfe des Musikmagazins *fact* für Architekten die besten Musikvideos des letzten Jahres aufgelistet. Für das Video zu „Hotline Bling“ hat sich der kanadische Rapper Drake zum Beispiel ganz offensichtlich von James Turrell inspirieren lassen. Auch brutalistische Ikonen oder vergessene Ruinen gefallen der Musikbranche – die Skyline von Manhattan wirkt dagegen fast etwas langweilig und abgenutzt. // thespaces.com